



Nr. 6.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1928.

Das Bülzenbett bei Gievern.

Auf hohem Hügelrande
da liegt ein uraltes Grab,
das eines Volkes Liebe
einst seinem Helben gab.

Die rote Erde glüht,
der Hünster stand in Pracht,
die Meerflut kam gezogen,
gepeitscht von Sturmes Macht.

Jahrtausende vergingen,
die weiße Erde schwand,
und wo die Wogen rollten
braunt grünes Wiesenland.

Nun schmilzt die stille Stätte
der Eichen schlichter Kranz,
auf weitem Saatgefilde
liegt goldner Sonnenglanz.

Und sinnend steht der Wandrer
am grauen Grab von Stein,
in das die Zeiten gruben
ihr Runenzeichen ein.

Er lauscht den stummen Zeugen
und spürt der Vorzeit Hauch,
ergreifen tief im Innern
von uraltem heiligem Brauch.

Heinrich Mahler.

Ein alter Brief aus der Klosterzelle.

Von Heinrich Mahmeier (Bremerhaven).

G. Ein wundervoller Frühlingmorgen. Unser Auto hält vor dem Kloster im benachbarten Neuenwalde. Warme Sonnenstrahlen umfassen das altehrwürdige Gemäuer. Wir stehen vor einem der wenigen klostertypischen Kulturdenkmäler zwischen den Unterläufen von Weser und Elbe. Durch gütige Vermittlung dürfen wir einen kurzen Einblick tun in die von diesen Mauern eingeschlossenen langen Gänge. Leisen Schrittes gehen wir vorbei an jenen Gemächern, in denen einst fromme Beterinnen nach der strengen Ordensregel des heiligen Benedikt ihrem Gott blenten; die aber nach dem Ableben der letzten katholischen Priorin Dorothea von der Hube (1871) dazu dienen, Danken aus altangesehenen Geschlechtern unserer Heimat durch Vermittlung der Bremischen Ritterschaft ein schönes Unterkommen zu gewähren. Der Geist längst verschwundener Zeiten wird wach. Die umfassenden Schilderungen eines angesehenen Heimatforschers finden hier greifbare Gestalt. (Urkundenbuch des Klosters Neuenwalde von G. Rütger, Pastor in Neuenwalde.) Von hier aus also hat das kleine Kloster, das 1219 in Midlum gegründet, und das dann nach der Uebersiedelung nach Altenwalde durch den Besitz einer Bartkula des heiligen Kreuzes die Bedeutung einer weitbekannten Wohlfahrtsstätte annahm, nach abermaliger Umlegung seine wirtschaftliche und kulturelle Wirkung über das (damals viel größere) Land Hadeln ausübt. In diesen Räumen haben die Nonnen, — etwa 15 an der Zahl, — die durchweg dem bremischen Stifftsadel entstammten, gebetet, gelehrt, gesungen, um in der Zwischenzeit am Schmuck der Kirche zu arbeiten, Bücher abzuschreiben, zu weben und zu stricken für den eigenen Bedarf und für die umwohnenden Armen, Novizen zu instruieren oder in der Klosterschule die Töchter der Adligen und Beamten in Wissenschaften und Handfertigkeit zu unterweisen. Auch wurde manchem armen Pilger hier ein gastfreies Unterkommen bereitet.

Wenn das Kloster auch durch die Umgestaltung zu einem Versorgungsheim rein profanen Charakter erhielt, so läßt noch heute die milde Durchführung gewisser Vorschriften eine pietätvolle Würdigung der Geschichte dieser Stätte erkennen. Wir besuchen die — heute als Gemeindekirche dienende — Klosterkirche mit ihrem naiven Schmuck, versuchen die Inschrift eines Grabsteines zu entziffern, der über der seitlichen Eingangstür der Kirche eingefügt ist und der dem Andenken eines Probstes Wynstedt gilt, der sich um das Gedeihen des Klosters sehr verdient machte, und dankt scheiden wir von dieser denkwürdigen Stätte.

Als ich aber im Weiterfahren mich noch einmal hineinräume in die Seelenverfassung solcher, die oft in der Blüte ihrer Jahre dem Leben mit all seinen Freuden auf immer Valet sagten, da kam mir ein Brief in die Erinnerung her. — Obwohl im Jahre 1522 geschrieben, noch heute mit einer Saarlode zusammen im Archiv in Aurich, der Residenzstadt ostfriesi-

scher Fürsten, aufbewahrt wird. Die Schreiberin dieses Briefes ist keine geringere als die Tochter Edzards des Großen, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts regierte. Da ein solcher unmittelbarer Zeuge aus alter Zeit nach verschiedenen Seiten hin Einblicke in das Kulturleben jener Tage gestattet, mag der Brief, der in einem Gemisch von niederländischer und friesischer Sprache abgefaßt ist, in hochdeutscher Uebersetzung folgen. Es handelt sich hier um das jetzt völlig verschwundene Benediktinerkloster Mariental bei Norden.

„Edler wohlgeborener gnädiger werter Herr Vater. Euer Gnaden Lieben begehren zu wissen, daß ich mich habe kleiden lassen nach der Geistlichkeit, und mein Haar ist mir abgeschnitten, von dem ich Euch einen Strang sende. Werter lieber Herr Vater, hätte es nicht getan der Lohn, den ich dafür zu empfangen hoffe, und auch die Liebe zu meinem Herrn Vater, ich hätte mich nicht darin finden können, denn seit jeher ist mir ein Eintritt ins Kloster sehr entgegen gewesen. Aber mein lieber Herr Vater soll niemals von mir annehmen, daß ich ihm angehörig sein will. Lieber Herr Vater, ich bin nun wohl zufrieden und habe mich ergeben in die Hand Gottes und hoffe auf der Jungfrauen Gebet, die alle zusammen so herzlich für mich bitten, daß ich noch wie ein guter geistlicher Mensch will leben und sterben, und will Nacht und Tag für meinen werthen lieben Herrn Vater und meine liebe Frau Mutter und meine liebe Großmutter und endlich auch für meine lieben Freunde, lebendig und tot, bitten. — Werthebster Herr Vater, der Abt und die Priorin haben so viel für mich getan, daß ich ihnen das nicht voll danken kann. Auch haben sie mir hinsichtlich der Kleidung Vortheile gewährt, wie sie keinem zuvor zuteil geworden. Die Priorin und die lieben Jungfrauen sind mir gern behülflich in allen Dingen und teilen mit mir dieselbe Armut, die sie haben. — Werter lieber Herr Vater, meine liebe Schwester, Fräulein Anna bedauert es außerordentlich, daß mein lieber Herr Vater sie nicht mit mir hat geistlich kleiden lassen. Sie bittet mich daher jede Stunde, daß ich an Euch soll schreiben. Wenn sie selber schreiben könnte, so würde sie Euch gern selber herzlich bitten um die Erlaubnis, sich das Haar schneiden zu lassen, um ihr Leben lang im Kloster zu bleiben. Ich soll Euch hiermit kund tun, daß dies stets ihr Wunsch bleiben wird. Mein lieber Herr Vater wird ihr diesen ihren innigen Wunsch gewähren. Wenn die Verhältnisse sie später einmal gegen ihren Willen dazu zwingen würden, dann möchte es ihr sauer werden. Wir, Eure lieben Töchter, wünschen sehr freundlich von Euch, unsern lieben Herrn Vater, daß Ihr uns unsere liebe Schwester Armgart recht bald hersendet, daß wir zusammen mögen an einer Stätte Gott dienen und uns gegenseitig Trost gewähren. Die Priorin läßt meinen lieben Herrn Vater freundlich grüßen mit hunderttausend „Gut Nacht!“ Desgleichen grüßen auch meine anderen lieben Freunde und alle lieben Jungfrauen in stetem Gebet. Für heute genug. Gott erhalte Euch, mein lieber Herr Vater, recht lange fröhlich und gesund bis zum seligen Ende.“

Geschrieben am St. Lukasstag.

Theda, Eure liebe Tochter.

Heimatliches Spiel und Spielzeug.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

Ein verklärter Glanz, dessen blinkender Schein auch noch hell und warm in die Tage des Greisenalters scheint, liegt über den sonnigen und blumigen Plätzen jenes wunderbaren Märchenlandes, das wir Kindheit nennen, in dem wir uns tummelten und erfreuten, bis wir durch das eiserne Tor der Arbeit schritten.

Sobald im Frühling die ersten Strahlen der Sonne loden beleben sich Wege, Straßen und Plätze mit Scharen fröhlicher Kinder. Mit der Jahreszeit und mit den Festen wechseln die Spiele draußen und drinnen und lehren alljährlich mit einer solchen Regelmäßigkeit und Planmäßigkeit wieder, daß man schier einen Kalender danach zusammenstellen könnte.

Kinderlied, Kinderreim, Kinderspiel und in gewissem Sinne sogar das Volkslied gehören aufs engste zusammen. Für das heranwachsende Kind

ist das Spiel eine unbewußte Vor- und Einübung aller Triebe und Kräfte, die es später im harten Kampfe auf des Lebens Bahn gebraucht. (Nach Prof. Grob.) Die spielende Betätigung ist für das Kind Lebensnotwendigkeit; es ist ihm dasselbe, was für den Erwachsenen Arbeit, Kampf und Kunst sind: Lebensinhalt und Lebenszweck. Dazu tritt der Nachahmungstrieb. Aber dennoch liegt im Spiel der Kinder kein Abklatsch der Handlungen der Erwachsenen, sondern auch eine Wiederholung der Kultur- und Lebensformen der Vorfäter (Erbgut). Hierher gehören die von Wundt in seiner „Ethik“ bezeichneten Kultspiele. Sie sind nicht nur ins Kindliche übersehte Nachbildungen religiöser Handlungen, sondern oft Rudimente alter kultischer Akte selbst. In nächster Verwandtschaft stehen damit die Rechtsspiele (Freiherr von Hüfner); in denen ehemalige lebende Rechtsanschauungen und Rechtshandlungen ihren Niederschlag fanden.

Schiller hat also recht, wenn er „Thella, eine Geisterstimme“ mit den Worten schließt: „Hoher Sinn liegt oft im kindlichen Spiel.“

Die Sucht, in aller derartigen Erscheinungen Rechte des germanischen Götterglaubens zu wittern, ist allerdings überwunden. Die Mythologisierungsbefürwortungen haben der Volkskunde, als einer noch jungen Wissenschaft, viel Unheil und manche harte Rückschläge gebracht. Samuel Singer findet in den Spielen Ueberbleibsel des Dämonenglaubens der Feldarbeit, des Liebeslebens und der Begräbniszeremonien längst vergangener Tage, und Georg Schläger und andere moderne Volkskundler treten den Spielen noch nüchterner entgegen und versuchen stets in erster Linie, sie aus den körperlichen und physischen Bedürfnissen der Kindernatur zu erklären.

Eine Zusammenstellung und Sammlung heimatlicher Spiele ist für unsere Gegend noch nicht erfolgt. Bei genauer Nachprüfung wird man auch finden, daß ihre Zahl sehr gering ist, weil die meisten und gebräuchlichsten von ihnen Allgemeinut aller Stämme und Völker sind. Unsere Untersuchung wird sich zur Hauptsache darauf beschränken müssen, diejenigen herauszuheben, die eine besondere Bevorzugung in unserer Kinderwelt genießen, und dabei zu zeigen, welche Sonderheiten in der Ausbildung, Formgebung und Gestaltung erkennbar sind.

Eine restlose Aufzählung und Betrachtung aller „Spielarten“ verbleibt der zur Verfügung stehende Raum.

Auf dem Lande herrschte von jeher das Spiel mit Naturgegenständen vor. Dafür waren das Fehlen einer Spielzeugindustrie und der Mangel an Bargeld die nächsten Ursachen; aber die Beobachtung des kindlichen Seelenlebens zeigt auch, daß dem Kinde die einfachsten Gegenstände zum Spiel die liebsten sind. Das Formlose und die Rohmaterialien, wie Schnee, Lehm und Sand, gestatten der Phantasie den weitesten Spielraum und verleißen bedingten durch das eigene Schaffen und Gestalten höchste Spiellust. Glücklicherweise hat die Landkinder, denen für ihre kindliche Betätigung ein unerschöpflicher Vorrat an Naturgegenständen zur Verfügung steht. Selbst die Heranziehung zu manchen bäuerlichen Arbeiten (z. B. Viehfüttern) und dem Kinde Spielendes zum oder geben ihm doch reichlich Muße (z. B. Viehhüten), sich mit den lebenden und leblosen Gegenständen zu beschäftigen und mit ihnen Zwiesprache zu halten (im Reim und Lied). Mit Katzellen kann man eine ganze Anzahl von Pflanzen direkt als „Kinderspielpflanzen“ bezeichnen.

Bei uns sind solche Pflanzen: die Weide (Stedenpferd und Flöten), der Hollunder (Sprichen), der Rohrkolben (Rampenpferd), die Rostkastanie (Früchte), die Winse (Veslechte), das Schilf (Schiffchen), der Weißdorn (Früchte) und die Springe, die Eberesche und der Löwenzahn (Ketten). Drakelpflanzen sind: die Wucherblume, der Klee, der Wegerich und die Scherklilie. Zu den Reckpflanzen darf man den Löwenzahn (wollen), die Dagebütte, das Pirtentäfelkraut, den Hagennuß und das Springkraut rechnen. Zum Essen, Kauen und Saugen finden Rabarberstiele, der weiße Bienenfang, Felsängerjelleber, der Sauerampfer (De sure Pinnerl) und der Sauerleke Verwendung. Und für die ersten notwendigen Raucherluche? Stiele vom Rohrstock, Rosenblätter und andere getrocknete Kräuter (siehe Kriegszeit).

Geschätzte Spielkameraden aus der Tierwelt sind außer den Haustieren das Marienkäferchen, der Mailäfer, der Grashüpfer, die Eibische und andere.

Rohheiten und Tierquälereien beim kindlichen Spiel finden eine mildere Beurteilung, wenn man bedenkt, daß die Kinder eine andere Gemütslage besitzen wie die Erwachsenen. So war es früher ein beliebtes Vergnügen der Knaben und Jungburschen, Schweinsblasen mit Erbsen zu füllen und Katzen und Hunden an den Schwanz zu binden. (Blechbosen.)

Schon Geiler von Kaisersberg (1500) sagt: „Wenn ein Knab ein speklin gefacht, so bindt er es an einen faden, etwan als arms lang oder zwayer, und laßt das speklin fliegen und behelt den faden in der hand, so fliegt es auff und maint, es wöl hinweg, so zaucht der knab den faden zu im, so felt das speklin wieder ab.“

Gargantua „brach den Mucken die Köpff ab, riß ihnen die Füß auß, steck sie an einen hölzlin spiß wie die Weiber die Fiß an die Nadeln, stach den Vögeln die Augen auß.“

In den bildlichen Darstellungen des niederländischen Malers Breughel (1520–1569), des Straßburger Kupferstechers Jacob von der Heyden (1570–1637), sowie in den Aufzeichnungen von Veit Konrad Schwarz (geb. 1541), von Meister Alswert (1580), von Fischart (1575) und in den Dichtungen von Wolfram v. Eschenbach, Ulrich v. Dichtenstein, Geiler v. Kaisersberg haben wir Primärquellen, in denen zahlreiche Belege für die Spielnamen und Spielformen vergangener Tage enthalten sind.

Die Kinderrasseln und Kinderklappern (Klöterbüß) sind seit Jahrtausenden als Spielzeug gebraucht worden. Im Märkischen Museum in Berlin und im Museum für schlesische Altertümer sind solche Spielgegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit aufgestellt. In Münzingen (ausgestellt in Freiburg i. Br.) und in Holstein sind Marmel als Grabfunde in Kindergräbern geborgen worden. Bei uns hat Müller-

Branel bei Habenstedt (Reben) einige runde Steinchen von verschiedener Färbung als Marmelsteine gedeutet.

Auch das Stedenpferd wird früh erwähnt: Ulrich v. Dichtenstein singt:

„ich was ein fint
und tump, als noch die jungen fint
so tump, das ich die gerten reit.“

Die größte Zahl von Stedenpferdreitern ist wohl zusammengewiesen, als am 22. Juni 1650, zwei Jahre nach dem Friedensschluß des großen Religionskrieges, 1476 Kinder „hoch zu Roß“ vor dem Hause des kaiserlichen Kommissars Piccolomini in Nürnberg aufzogen, um ihm zu huldigen.

Wie das Ballspiel erst seit dem 18. Jahrhundert den Kindern von den Erwachsenen überlassen wurde, so war im Alten Lande und auf Finkenwärder bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Stelzgehen allgemeiner Brauch. Der schlechte Zustand der Verkehrswege veranlaßte die Bevölkerung (siehe Les Landes in Westfrankreich), etwa zwei Fuß hohe Stelzen unter die Füße zu schnallen. Zur Zeit der Belagerung Stades durch Tilly benutzten die zu Erdarbeiten herangezogenen Bewohner der Marsch solche Stelzen und bewahrten sich dadurch vor den Erkältungskrankheiten, unter denen Tillys Truppen so stark litten, weil sie des Arbeitens auf dem aufgeweichten Kleiboden unkundig und ungewohnt waren. Wiedemann (1864) sah noch selbst eine Schar Jungen auf Stelzen zur Schule gehen und bewunderte die Gewandtheit, mit der sie dahinschritten.

Das Ballspiel ist auf der ganzen Welt verbreitet. Unser Landsmann Carsten Niebuhr sah am Euphrat die Kinder Ballstelzen spielen. Sicher hatte bei uns das Ballspiel im Mittelalter nicht den Umfang und die Bedeutung, wie in der Schweiz oder in Süddeutschland, wo in den Städten eigene Ballhäuser errichtet wurden; aber wenn wir heute zum „Ball“ gehen, so denkt wohl selten jemand an die frühere Verbindung von Tanz und Ballspiel.

Auch das Blumpsackspiel und das Talerwandern sind ursprünglich Ballspiele gewesen. Das Letztere hieß hier in Norddeutschland: „Sol den ball faß.“ Der Ausdruck: „Sau em'en an krüßel“, bezeugt, daß auch der Kreisel ein den Kindern bekanntes Spielgerät war. So wechselnd wie seine Namen (Kreisel, Kreiselband, Schnurkreisel, Trudelmadant) waren auch seine Formen. Sein moderner Vetter, der buntfarbige Brummkreisel, ist gegen ihn ein aufgeputzter Gek.

Das Reifenlaufen mit einem hölzernen Tonnenreifen, einem eisernen Tonnenband oder einem zum Kreis gebogenen und gebundenen Weidenstock fand neuerdings sein Gegenstück in dem Laufen mit einem Rad oder einem durchbohrten Blechblechbedeckel, der an einem Seil befestigt ist: der Hamburger Snellöper.

Zu dieser Gruppe von Spielen gehören auch das Marmelspiel, die Schlander, ein biegsamer Stod mit Kugeln aus Maulwurfserde oder halbreifen Äpfeln, die Armbrust, das Katapult, der Klüßbogen, das Voßeln, das Messerstechen, das Ringwerfen und das Schirfen.

Ausschließlich von Mädchen gespielt wurde das Fangsteinspiel. Nach Krause hieß es in der Stader Gegend „Perdud“, in Holstein dagegen „Kater Luz“ oder „Fieffteen“. Es bestand darin, daß hochgeworfene Steinchen oder Knöchelchen mit größter Gewandtheit wieder aufgefangen wurden.

Aus der Vassecker Gegend wird von einem Marmelspiel berichtet, das dort vor 30 Jahren noch viel gespielt wurde: das Neegen-spiel. Von neun regelmäßig angelegten Löchern war das mittlere der „Putt“ (Einfach). Dazwischen lagen zwei Löcher (Könige) und zwei andere (Raiser). Gewinner des Putts war derjenige, der den besten Wurf machte, d. h. in die Kaiserlöcher traf.

Das Saupspiel (sög oder sög-int-loch) ist — nach Dr. Müller (Bon) — aus dem Ball- oder Voßelspiel hervorgegangen und hat Namen und Form durch die Uebertragung des ernstesten Treibjagdbetriebes, der Kesseljagd, ins Kinderpiel erhalten. Im Mittelalter hieß es Judum oder Student. Ein größeres Loch in der Erde ist der Stall. Rund herum sind in größerem Abstande noch soviel Löcher, als Mitspieler außer dem Santhüter vorhanden sind. Ihn müssen die Spieler mit ihren Knüppeln hindern, die sög ins loch zu treiben. Steckt dabei der Treiber seinen Stod in das gerade freie Loch eines abwehrenden Mitspielers, so wird dieser der Treiber. Als sög diente entweder ein runder Stein, eine Holzkuugel, ein Holzklöschchen, ein Bierfaszapfen oder eine richtige Kuhflau.

Nach Samuel Singer gehört dieses Spiel zu den Dämonenspielen. Nach ihm ist die Sau ursprünglich ein Dämon gewesen, der gelagt wurde. Früher gab es Volksbelustigungen, bei denen ein mit einer Maske versehener Mensch, der dargestellte Dämon, die andern zu haschen suchte. Meist mögen es Tiermasken gewesen sein. Wer dem Dämon verfallen war, ward selbst ein Dämon. Nach uraltem Volksglauben kann man die dunkelbrohende Gefahr bannen, und der bösen Mächte Herr werden, wenn es gelingt, sie beim Namen zu nennen („Rumpelstilzchen“). Darum sucht der Dämon durch Geheimnamen seine Macht zu wahren. Vielleicht ist es möglich, aus dieser Erkenntnis heraus noch Inhalt und Sinn in manche Abzählreime zu bringen, die als Duvertüre zum Spiel zu gelten haben. Ihr krauser Sinn und ihre wirren Wortbildungen können aus dem Rätselraten und dem Suchen des Dämonenmenschen entstanden sein. Prof. Clemen weist nach, daß bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in der Sologne (südlich von Orleans) eine Beschwörungsformel lebte, die am Ende des Jahrhunderts plötzlich — als Abzählreim auf den Kinderplätzen auftauchte.

Nun darf man natürlich nicht folgern, daß alle Spiele, in denen ein Tier auftritt, auf den Dämonenglauben der Primitiven zurückzuführen seien. Wenn jedoch in einer ganzen Gruppe solcher Spiele stets dasselbe Motiv wiederkehrt, so liegt doch wenigstens die Vermutung sehr nahe, daß in ihnen alter Volksglaube verankert ruht. Und das dürfte der Fall sein

bei folgenden Spielen: Sauspiel, Blindesuh, Fuchs aus dem Loch, der schwarze Mann, Rabe und Maus und Lump-lad.
(Ein zweiter Artikel folgt.)

Tagung für niederdeutsche Heimatkunde.

Gel. Bei der siebenten Tagung des Niederdeutschen Verbandes für Volks- und Heimatkunde in Osnabrück, die unter dem Vorsitz von Professor Lauffer (Hamburg) stattfand, hielt Dr. Grohne (Bremen) einen Vortrag über „Religiöse Motive auf bremischen Trübenplatten“. Von den kirchlichen Motiven auf Bremer Möbeln ist das Bild der Esther das beliebteste. Das merkwürdigste jedoch ist der Lebensbaum mit typologischen Darstellungen auf Hochzeitsstrüßen. Das Motiv des Lebensbaumes ist eine umstrittene Erscheinung in der Iconographie. Das Holz des Kreuzes wird lebend dargestellt; hier ist Augustins Vorstellung wirksam, daß durch das Holz der Tod und das Leben in die Welt kamen. In diesem Zusammenhange geht der Baum auf den Baum der Erkenntnis und auf das Gleichnis vom dürren und grünen Baum zurück. Die Übertragung dieser Motive in die Holzschnikerei ist offenbar auf das Konto des lutherischen Einflusses zu setzen.

Dann hielt Dr. Jesse (Braunschweig) einen Vortrag über „Baupfer und Totenglaube“. Zahlreiche Funde mittelalterlicher Urnen sprechen für kultische Bedeutung der Vermauerung. Sie enthalten pflanzliche und tierische Reste, zum Beispiel Hühnerknochen und Pferdeköpfe; dingsliche Reste sind selten. Allgemein werden die Funde als Baupfer gedeutet. Der Brauch menschlicher Opfer ist bei uns nur noch im Märchen lebendig gewesen. Sehr früh tritt das Tier, vor allem das Pferd, als Opfer auf, aber auch Hunde, Ratten und Säbner wurden gesunden. Die letzten Ausläufer dieses Brauches reichen bis an die Gegenwart heran — zu erinnern wäre an die Grundsteinlegung. Die kirchliche Benediction machte gegen den Brauch Front. Der Redner versuchte zu zeigen, daß die Baupfer in erster Linie nicht den Hausgeistern, sondern den Totengeistern geweiht waren. Furcht und Liebe sind die Motive für diesen Brauch. Von Anfang an ist es Furcht vor dem Toten. Mit dem Christentum wird es die Liebe zum Toten, die die Bräuche bestimmt.

Pastor Gerds (Hamburg-Moorburg) hielt ein Referat über außerchristliche Wurzeln der religiösen Gedankenwelt Niederdeutschlands. Die christliche Idee hat keineswegs eine Luft gegen das Vorchristliche geschaffen. Unser Glaube hat neben den mittelalterlichen noch germanische und allgemein anknüpfliche Wurzeln. Die religiöse Gedankenwelt Niederdeutschlands ist nicht einheitlich. Im Bauerntum leben altväterliche Sitte und Brauch neben modernen Ideen, vorchristlicher Aberglaube und Christentum leben in schönster Eintracht. Germanische Einflüsse waren aber auch auf das Christentum wirksam, weil die kirchliche Mission viel toleranter war, als die staatliche Karls des Großen. Heidnischer Gebrauch und heidnische Kultstätten wurden vom Christentum aufgenommen. Neukirchlich hat das Christentum früh gesiegt, innerlich ist das Christentum aber heute noch nicht ganz frei geworden. Im Ueberfünftlichen hat das Christentum es nicht vermocht, Vorchristliches zu überwinden. Elfen, Alabautermänner, Irlichter, Berwolf, Spökenkiesen spielen heute teilweise noch eine Rolle.

Der letzte Redner ist Pfarrer Hoops (Grambde bei Bremen). Er spricht über das sittliche Empfinden und Leben des niederdeutschen Landvolkes einst und jetzt. Noch vor hundert Jahren war in einer Landgemeinde die Zahl der Kommunikanten größer als die der Gemeindeglieder. War nun die Kriminalität kleiner? Leidenschaften rissen Leute leicht hin, und auch heute noch ist die Kaufkraft festzustellen. Vor einigen hundert Jahren sind im Verhältnis der Bevölkerungszahl viel mehr Schandthaten vorgekommen als heute. Die Blutrache war vor dreihundert Jahren im Hollerlande noch üblich. Der Redner stellte abschließend fest, daß es in älterer Zeit mehr Rohheit gab als heute, und wenn auch heute die Vergnügungssucht zugenommen hat, so ist doch ein Gewinn an moralischen Werten zu verzeichnen.

Die Viehwirtschaft vor 100 Jahren in Niederdeutschland.

Von Dr. G. Homberg.

Gel. Im östlichen Hannover wie auch in Mecklenburg und der Mark spielte in der Viehwirtschaft vor hundert Jahren der Kuhstall die Hauptrolle. Er war die Hauptnährquelle der Wirtschaft schon durch die Produktion von Milch, Butter und Dung. Wir sehen allerdings in den meisten Fällen nur fünf bis sechs schlecht genährte Kühe und zwei bis drei Stück Jungvieh. Sie sind von mittlerer Größe, schwarz oder rot. Von Mitte April bis Mitte Mai werden sie in einer großen Herde zusammen in der Heide gehütet, um sich von Heidekraut zu ernähren. Vom Mai an bis Ende Oktober wird dann in der eigentlichen Weide gehütet, nach der Ernte auch zeitweise auf der Stoppel. Da der Weg zur Heide über eine Stunde währt mit solcher Herde, die Weide auch in der heißen Zeit bald verlagte, da sie auch größtenteils Bruchland war, so ist die Ernährung der Kühe sehr dürftig. Viele kalben nur alle zwei bis drei Jahre, sie geben wenig Milch, und es wird nur im Winter bei schlechter Fütterung Dung gewonnen. Der Sommerdung, der sich bei der täglichen Einfuhr der Kühe abends in den Stall ansammelt, wird zu mehren gesucht, indem man ihn mit „Erdblaggen“ Grassoden vermischt, wodurch er eigentlich verschlechtert wird. Der Dungplatz liegt gerade vor dem Eingang zur großen Heide, damit Vieh und Wagen immer über den Dung gehen müssen und ihn festdrücken. Der Ertrag von Milch ist so gering, daß kein Kalb fettgemacht werden kann, sondern diese nichtern geschlachtet oder für 3 Mark verkauft werden. Auch Butter gibt es demnach wenig; um doch etwas Geld zu schaffen, wird zwar wöchentlich etwas verkauft, das Pfund zu 50 bis 60

Pfennig, aber dann muß Sirup als Ersatz dienen. Der Preis für eine Kuh beträgt nur 30 bis 50 Taler. Im Winter werden sie außer mit wenigem Heu und Kohl mit Häderling ernährt. Bruden sind noch unbekannt.

Neben den Kühen oder Pferden ist der Schaffstall. Jeder Bauer hat etwa 10 bis 15 Schafe von der rauhen, grobwolligen Art, die auch zusammen gehütet werden Sommer und Winter hindurch in Feld und Wald, wenn kein Schnee liegt. Sie zerstören auch viele Raupen, Nonnen im Walde durch ihre Hufe, bleiben im Sommer nachts draußen und werden dann „gefläht“. Jeder Bauer liefert einige Hürden, „Fläse“, die als Nacht zusammengestellt werden auf solchen Teilen des Ackers, die im Herbst mit Roggen besät werden sollen. Alle drei Tage wechselt der Ort der Bucht, in der die Schafe nachts sind, bewacht von zwei Schäfern. Diese schlafen in dem Schäferstaben, einem Kasten mit Dach versehen, der auf dem Vordergestell eines Wagens steht. Der Schafzüchter macht nun diese Buchtbläse sehr ertragreich, da er ja viel Strohstoff enthält, der Flätkroggen ist der beste, und jeder Bauer erhält durch den Wechsel der Stelle bei einer Herde von über 400 Tieren einen ziemlich erheblichen Ertrag.

Die Bündner haben jeder vier Schafe, die auch in der Herde mitgehen. Die Wolle wird selber verarbeitet. Jährlich werden einige Tiere geschlachtet und verkauft. Ein Schlachtvieh kostet 11 bis 12 Mark, ein Jährling 6 bis 7 Mark.

Der Schweinestall befindet sich vorne beim Eingang zur Heide, gesonderte Ställe kennt man noch nicht. Ungefähr 10 Schweine, größere und kleinere, sind zu sehen, mehr können nicht aufgefüttert werden. Es muß hierfür schon Korn, besonders Gerste zugekauft werden. Ein Schwein von zwei Zentner bringt 8 Taler, eine Sau von vier Zentner wohl gar 32 Taler. Beim Verkauf kann nicht gewogen werden, sondern es wird taxiert. Diese Tiere werden auch das ganze Jahr bei offenem Wetter im Wald oder auf dem Acker gehütet, vertilgen in der Forst viele Larven der Schädlinge. Zuviel dürfen sie von diesen Larven aber nicht fressen, sonst werden sie krank. Durch Unvorsichtigkeit des Hirten wurde hierdurch die Herde von einer Seuche befallen, und das Hüten hat später auf aufgehört. Immerhin kann mit solcher Herde der verheerenden Wirkung der Ranne sehr erfolgreich entgegengetreten werden. Täglich zuerst auf Acker oder Bruch gehütet, dann eine bis zwei Stunden im Walde hat den Tieren nicht geschadet, und dem Wald viel genützt.

Weitere Herden bilden die Döfse und die Gänse, Ziegen werden nicht gehalten. Ein großer Viehreichtum herrscht also im Dorfe, das Treiben der Herde auf der Straße bietet Alt und Jung viel Kurzweil, zumal alle Hirten mit Blasinstrumenten besonderer Art ausgerüstet sind, Hörnern, Tuten, Flöten, Klappern, um die Zeit des Austreibens bekanntzumachen. Morgens zieht zuerst die Pferdebesitzer, etwa 30 bis 70 Stück, vom Bruch ins Dorf ein, vorne der Knecht auf dem Reitvieh sitzend, das ebenso wie mehrere andere Tiere eine Glocke um den Hals hat, dann kommt die Kuhherde hinaus, etwa 300 Stück, von den Bauern, Bündnern und Tagelöhnern Schafe, darauf etwa 200 Schweine und schließlich mehrere hundert Gänse. Im Sommer wirbeln diese Herden entsetzliche Staubwolken auf, die zeitweise jede Aussicht absperrten und Häuser und Gärten mit Sand überlegten. Daß dieser Nebelstand aufgehört hat, ist ein kleiner Trost bei dem Fehlen aller gemeinsamen Hütung. Der Dung der Straße ist ziemlich beträchtlich und wird verpachtet, gewöhnlich an die Nachtwächter, die vormittags mit Karre und Mulden die wertvollen Stoffe sammeln. — Im Birtenfaten „Säuraten“ wohnen vier von diesen Dorfbeamten, sie erhalten 18 bis 22 Scheffel Roggen jährlich als Lohn.

Von Sitten und Bräuchen der Inselriesen.

Von Venno Eide Siebs.

N. K. Es ist eine weitverbreitete aber nichtsdestoweniger völlig irrige Ansicht, daß nur das fangesfrohe Mittel- und Süddeutschland Sitten und Bräuche in bunter Mannigfaltigkeit besitzen, daß sich unsere Wasserlande dagegen eines gleichen Vorzugs nicht rühmen kann. Als ein schlagender Gegenbeweis können gerade unsere Nordseefürsten dienen. In der Weltabgeschlossenheit, in der sie bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts dahinträumten, haben sie sich Sitten und Bräuche erhalten, wie wir sie in dieser Fülle und Eigenart auf dem Festlande vergeblich suchen werden. Einige Beispiele von den ostfriesischen Inseln und Helgoland mögen uns das

Der Wangerooger Herodeskasten.

Am Heiligendreikönigsabend zogen in früheren Jahrhunderten auf Wangerooge die Schiffer mit dem Herodeskasten umher. In dem Kasten befanden sich fünf Puppen: die drei Weisen aus dem Morgenlande, Herodes und ein Schwarzer. Die drei Weisen waren weiß gekleidet, und Herodes trug eine rote Schlafmütze. Die Figuren wurden mit einem Dreher in Bewegung gesetzt, so daß sie der Reihe nach zum Fenster des Kastens herausfamen. Entsprechend den Figuren im Kasten hatten drei von den Männern weiße Hemden übergezogen, einer war wie Herodes gekleidet und der fünfte hatte sich angeschwärzt und trug einen großen Bart von Schiffsberg. In jedem Hause sangen die Männer:

Hier treten wir hin ohn allen Späß
wir wünschen euch allen glücklich Neujahr,
wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen,
damit soll er zum Himmel 'nein fahren,
wir wünschen der Frau ein goldnen Tisch,
auf jeder vier Eden ein gebraten Fisch,
wir wünschen dem Knecht eine Ranne Wein,
dabei soll er recht lustig sein,
wir wünschen der Tochter ein goldnes Lamm
und über das Jahr einen Bräutigam,
wir wünschen dem Sohn einen goldenen Hut
und über das Jahr eine Braut dazu.

Hierauf wurde den fünf ein Glas Brantwein mit Sirup und ein Teller mit Ringeln und Waffeln angeboten. Zum Dank dafür sangen die dann:

„Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
der liebe Gott lasse Euch lange Jahr leben,
ja, lange Jahr leben immerdar,
das wünschen wir Euch zum neuen Jahr.“

Das Norderneher Kronenbier.

Ueber diesen Brauch meldet ein alter Bericht aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts:

„Wann Leute sich verehelichen wollen, so wird vorher ein Verlöbniß, genannt das Kronenbier, gehalten. Dazu nebst die ganze Gemeinde auch die Söhne und Töchter genötigt werden, da denn anfänglich die Freunde oder beiderseits Eltern und Werbs-Leute zusammenkommen, sich noch eins miteinander beraten, und wenn sie sich beglichen, wird der Prediger gefordert. Der eine kleine Sermon sampt dem Gebet, so sich auf den Zustand schicken thut, den beiderseits jungen Leuten gratuliert, worauf denn die Verwandten folgen.

Unterdes hatten sich die jungen Burschen der Insel angeschickt, für den Bräutigam, und die jungen Mädchen für die Braut eine Krone anzufertigen. Sie wurde aus hölzernen Sonnenreisen, die man mit Watte und bunten Bändern umwand, hergestellt. In der Mitte hing ein „Weher“ (Fächer) aus gefaltetem Gold- und Silberpapier. Bei dieser Arbeit ging es lustig her. Vor der Thür hatten die jungen Leute Fahnen und Schiffsflaggen gehißt und zwischen der Arbeit tanzten und sprangen sie. Schließlich lieferten sie ihre Arbeit ab. Dabei bewegten sie sich in einer bestimmten Reihenfolge nach dem Haus des Bräutigams und der Braut. Voran zog eine Violine, dann kam die Krone, es folgten die Fähnlein und Flaggen, einige junge Leute mit Röhren und Blüthen, und den Zug beschloßen die übrigen, die zwei und zwei nebeneinander gingen. Für diese Aufmerksamkeit besetzte sich das Brautpaar erkenntlich zu zeigen, indem es die jungen Leute zu einem Faß Bier einlud. Dann führte der Bräutigam die Braut in sein Elternhaus. Da feierten sie zusammen mit der Familie die Verlobung bis zum frühen Morgen.“

Der Vorkumer Mairegen.

In der Nacht vor Pfingsten ist die Jugend der „grünen Insel“ emsig damit beschäftigt, den Maibaum auf dem Dorfplatz aufzurichten, mit frischem Grün zu schmücken und das ganze mit einem mächtigen Strauß aus „Pfingstblumen“, wie der Vorkumer die Sprünge nennt, zu krönen. Während der Feiertage umtanzen dann die Kinder den Baum. Die kleinen Mädchen bilden einen Kreis, eines von ihnen geht tanzend in die Mitte des Kreises, ein anderes begegnet ihm tanzend. Dabei singen sie:

Hier meldt sül 'n neen Buur

Hier meldt sül 'n neen Remelsbuur

Heisa jüla Remelsbuur

Hier meldt sül 'n neen Buur.

Buur stelt sül nu in't Set

Buur sett sül nu in't Remelsset u. s. f.

Buur sei sül up 'n Stooft u. s. f.

Buur drinkt ma uut en Glas.

Buur neemt der nu en Wief.

Buur geeft dat Wief 'n Soon (Ruß).

Dat Wief wi an den Dank.

Schließlich schwingt der „Bauer“ seine Festbraut um den Maibaum, bis ein neues Paar vortritt und den Tanz wiederholt.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der Glodenguß zu Burhave.

Von Erich Kinderbater (Bremerhaven).

Gel. Wenn man von B l e x e n aus auf Oldenburger Seite nach Nordwesten wandert, erreicht man in nicht zu ferner Zeit den am linken Ufer der Außenweser gelegenen Ort Burhave. Die Burhaber waren fromme Leute, die sich zur Kirche hielten, und die gern halfen, wenn die Kirche es verlangte. Nun war am Ende des 18. Jahrhunderts die Kirchenglocke Burhaves gesprungen, und blechern hallte ihr Klang über das weite Watt, so daß die Langwardener voll Bitterkeit die Burhaber neckten, sie lockten mit klapperndem Kaffeekessel die Leute zur Kirche.

Bauernstolz litt eine solche Schmäherei nicht lange, und als nun der Pastor H. A d a m i sich gern den Umstand zunutze machte und die Oldenburger Bauern zur Stiftung einer neuen Glocke aufforderte, da flossen die Mittel reichlich, und mancher Taler bis aus Anton Günthers Zeit kam in den Kirchenschatz, der der Schätze für den Glodenguß barg. Endlich war das nötige Geld zusammengebracht, und Kirchen- und Armenjuraten wurden zum Pfarrer geladen, den Guß zu bestimmen.

Aber da kam man schön an. Wenn man sich auch von den Talern getrennt hatte, so erwachte in den Burhabern das Mißtrauen. Wer blügte denn dafür, daß wirklich die Taler in den Schmelztiegel wanderten und nicht in der Tasche des Glodengießers hängen blieben? Und so beschloß man denn, den Glodengießer nach Burhave kommen und die Glocke dort gießen zu lassen. Auf dem Kirchhofe wurde die Glodengießerwerkstatt errichtet. Alles, was an Silbermünzen abgeliefert war und die zersprungene Glocke, in Stücke zerfahnen, wanderte in den Schmelztiegel, unter dem ein Söllenfeuer unterhalten ward! Allein das Glodengut blieb zähe. Vier Wochen schon schufen Meister und Gesellen am Glodenguß. Da end-

lich schien der Zeitpunkt gekommen zu sein, alle Burhaber wurden zum feierlichen Glodenguß geladen. Dichtgedrängt umstanden sie die Glodengrube. Aber, die Glodenspfelle wollte nicht laufen, so viel man sich auch mühte.

Wütenden Blickes schaute der Meister, ein baumlanger Kerl, um sich. Da sah er in der letzten Reihe einen Fremden stehen und zornig rief er aus: „Da sind twee Ogen to väll!“ Voller Wut ergriff er zwei brennende Holzstücke, um sie auf den Fremden zu schleudern, allein, er war verschwunden, und Niemand hat ihn je wieder gesehen.

Und nun, o Wunder, quoll das flüssige Metall in die Form, und als man den Mantel abhub, stand die Glocke in silbernem Glanze ohne Mangel da. Hell leuchtete die Inschrift:

„Diese Glocke ward am September 1790 zu Burhave gegossen. Als S. D. P. F. W. Ang. Herzog. S. D. Der. H. V. B. Z. L. P. F. L. R. L. A. D. H. H.; Adami P. A. C. Wardenburg A. D. A. Morisse. U. J. P. B. Hofmeier K. u. A. Inraten waren. G. E. D. G. A. V. J. Z. S. E. U. D. D. G.“

Was sollen die Buchstaben bedeuten? Sie heißen in der Ergänzung: Diese Glocke wurde am September 1790 zu Burhave gegossen. Als Seine Durchlaucht Peter Friedrich Wilhelm angeborener Herzog, Seine Durchlaucht der Herzog und Bischof zu Lübeck, Peter Friedrich Ludwig regierender Landesadministrator des Herzogtums, S. Adami Pastor, A. C. Wardenburg, A. D. A. Morisse und J. P. B. Hofmeier Kirchen- und Armenjuraten waren.“ Da man wochenlang auf das Gelingen des Glodengusses wartete, hat man die Angabe des Datums vergessen.

Sonntagsgang.

Von Erich Gußmann.

Gen Batt sidd sül dö'r't Roggenfeld,
He loppt woll hen un her,
Doch wüßt ic Sonntagsnahmdags nich,
Keen Weg mi keever wörr.

Id gaß den Batt so männig Mal
Un fren mi to de Welt,
Id ghid mi an den Bagelsang
Un an dat bulle Feld.

De Bucht trekt ließ dor öberweg,
Lett niden all' de Öhrn —
Id spör een Dank för Fliet un Tro,
Gen Dank don't riepte Korn!

Vermischtes.

Gel. „Vom niederdeutschen Uhlenspiegel“ leben im Volksmunde noch allerlei Geschichten, die der Aufzeichnung des Sammlers entgangen sind. Ludwig F r a m, der bekannte 72jährige Dichter aus Robbenbüttel bei Hamburg, berichtet darüber im „C e l b o o m“, Nr. 6. Er hat seit vielen Jahren solche plattdeutschen Hiftörchen gesammelt, die den alten Schall vortrefflich zeigen. Allerdings sind viele dieser Späßgeschichten so derb, daß eine Veröffentlichung nicht geraten erscheint. Uhlenspiegel soll in einem kleinen Bauernhause in Groß-Bampau auf dem lauenburgischen Gut Ranken geboren sein. 1350 ist er dem schwarzen Tod in Mölln zum Opfer gefallen. Seine Grabplatte ist von dem Rasen fortgenommen und in die Kirchenwand eingemauert worden, weil allzu sammelmüthige Menschen sich Teile davon abschlugen. Der steinalte Baum auf seinem Grabe ist ein Opfer der alten Sitte geworden, daß reisende Handwerker und Gesellen einen Nagel in seinen Stamm trieben. Die folgende plattdeutsche Schnurre trägt dieselben Züge wie die 96 Geschichten aus dem alten Volksbuch von 1515:

Genes schönen Daags schied de Buer den Uhlenspiegel, de bi em been, na de Kleverloppel und säd: „Ik will dörricht keen anner Beech-warf as mien eegen up mien Koppel hebben; kiek mal to, wat sül dar ol sonst wat seen lett.“

„Schall ik dat anner Beech doodslaan?“

„Nee, dat nich, atwer na den Buervagt bringen; dat is uns Bann-ner; de will eer denn woll in gehörige Bröl (Geldstrafe) nemen.“

Dat weer an 'n Morn west; atwer Uhlenspiegel leet sül garnich wedder seen.

As 't endlich Middag weer un de Kloek twölvs slög, leet de Buer ut de Grootdör de Straat henlant. Da keem Uhlenspiegel in vullen Sweet anpusten.

„Na, heft d' Beech up uns Koppel braven?“

„Ja, atwer de Panner wull 't nich annemen un hett mi as 'n Hund von sinen Hoff jaagt.“

„Wo heft d' dat Beech denn laten?“

„Hier.“

Dormit kreeg he sien Müß innern Arm rut; dar harr he een Svinegel in. Un ut een Jockentsch träd he een grote Pogg. „Von disse Poggen weern noch veel meer in de Börnkul; atwer wenn ik de tweete grepen harr, weer de eerst al wedder weg.“